Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung

Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe

Band: 35 (1941)

Heft: 3

Artikel: Die Löffelbarone : ein Stück Genfergeschichte

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-925707

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Als Esau von der Jagd heimkehrte und das Linsengericht von Jakob so köstlich ihm in die Nase stieg, da verkaufte er sein wertvolles Erstsgeburtsrecht. Da war seine Natur Meister über seinen Willen. Wir sollen darnach streben, auch unsere Efgelüste zu meistern und dem Willen untertan zu machen. Dabei können wir doch gesund bleiben.

Die Löffelbarone. Ein Stück Genfergeschichte.

Um 1523 gab es zwei Parteien in Genf; die "Eidguenots" ("Eidgenoffen"), welche einen Bund (Bündnis, Allianz) mit den Schweizern wünschten, und die Mamelous (Mameluken), dem Hause Savoyen ergeben. — Die ersteren gewannen endlich den Vorrang. Die Mameluken flohen nach Savoyen. Zur Strafe wurden ihre Güter beschlagnahmt (vom Genfer Gericht eingezogen). Aber sie hetzten die zahl= reichen Edelleute der Nachbarschaft auf gegen Genf. Diese Adeligen waren als Vasallen (Untertanen) des Herzogs von Savopen die ärgsten Feinde Genfs. Sie schlossen sich zu einem Verband zusammen unter dem Namen der "Löffelbarone" — Gentilhommes de la Cuiller, an welche sich auch einige flüchtige Genfer Domherren (Geistliche) anschlossen, um Genf zu bezwingen. Ihr Hauptmann war Edler Franz von Pontverre vom Schloß Ternier bei Genf.

Bonivard hat das Entstehen dieser "Brüderschaft" der Löffelbarone also beschrieben: "Als sie bei einem Schmause (Bankett) beisammensaßen, schimpften sie arg über Genf. Da brachte man ihnen Schüffeln voll Reis und Löffeln dazu. Erhitzt durch Wut und Wein, beschlossen sie, einen Verband (Confrérie, Bruderschaft, Genossenschaft) zu begründen und nahmen die Löffel als Abzeichen dazu." Sie hingen sie an den Hals und machten Propaganda für diese Sache bei ihren Nachbarn, um sich mit ihnen zu verbünden. Fast alle diese adeligen Geschlechter sind erloschen seit= dem und nur einige Ortschaften tragen noch ihre Namen (Choulex, Confignon, Laconnex, Genthod, Menrin, Lanch, Ruffin, Venrier). -Nach diesem Bankett im Schlosse Bursinel (Waadt) begannen die Streitigkeiten. Die Verschworenen hielten Genf eingeschlossen (Blokkade), verhinderten die Lebensmittelzufuhr, raubten die Güter, welche die Genfer in Savohen besaffen. Und wenn sie Genfer auf ihren Wegen antrafen, setzten sie ihnen übel zu oder ermordeten sie gar. Das war auf die Dauer unerträglich für Genf. Das Schloß Gaillard bei Genf war das Hauptquartier (Treffpunkt) der Löffelbarone. Sie konnten durch Ueber= raschung sich eines der Genfer Vororte bemäch= tigen. Die Genfer aber verschanzten sich so gut sie konnten. Endlich sandten Bern und Freiburg 600 Mann den Genfern zu Hilfe. Hart war der Kampf und der Erfolg zumeist auf Seiten der Genfer und Schweizer. Sie brandmarkten die Schlösser von Gaillard, Villette und St=Benis. Die Niederlage der Löffelbarone war vollständig. Sie und ihre Angehörigen versteckten sich in den Wäldern und Bergen. Manche edle Dame erwartete ihre Niederkunft (Geburt eines Kindes) bei armen Bauern.

Nach dem Wzug der Schweizer darbte Genf wieder. Die Pest brach aus. Pest, Hungersnot, Krieg... Wütend über die Zerstörungen ihrer Schlösser, eröffneten die Löffelbarone wieder ihre Fehde. Der Genser Bischof Peter de la Baume (Balsam) hatte ihnen und den Mameluken seine Schlösser von Bonne Jussy und Peney (sprich Bönä) überlassen. Bon da überssielen sie die Genser Handelsherren, besonders wenn dieselben sich auf den Markt (Messe Foire) von Lyon (Frankreich) begaben, plünsderten sie aus, mishandelten und folterten sie

graufam.

Das Schloß Penen war ein Grauen und Schrecken für Genf. In diesem festen Schloß befahl ein Herr de Rolle, dessen Eigentum von den Bernern zerstört worden war. Durch List hatte sich dieser Hauptmann des Schlofies Penen (in Genfer Händen) bemächtigt, indem er den Hauptmann der damaligen Genfer Besatung (Garnison) zum Trunke einlud. Kaum eingetreten, bemächtigte er sich des Schlosses und führte die Genfer Offiziere gefangen nach Ger (nördlich von Genf), unter dem Vorwand, sie hätten Verrat verübt gegen den Herzog von Savohen. Von Peneh aus wurde Genf viel geschadet, die Lebensmittelzufuhr gesperrt, viel geplündert, gefoltert und gar ein Genfer San= delsmann mißhandelt und gevierteilt: Anton Mercier ist sein Name. — 500 Mann wurden von Genf abgesandt, dieses Räubernest zu vertilgen und die Gefangenen zu befreien. Aber die dicke Kanone der Belagerer berstete (sprang plötlich in Riffe). Sie mußten vor Büchsenund Artilleriegeschoßen fliehen. Die Belagerten zogen aus, nahmen einige Gefangene, welche sie mit den Füßen auf den Bäumen aufhingen, wovon sogar einer noch lebte, als man die andern abnahm. — Das blockierte, hungernde Genf versuchte auszubrechen, um die Feinde zu entsernen. Bei einem dieser Ausfälle wurden die Savoharden geschlagen und hinterließen vier Gesangene und viele Tote. Gerade sachte gingen die Genfer nicht drauslos, so daß ihr eigener Hauptmann ihnen zuschrie: "Freunde, lasset einige davon noch am Leben, um das Land zu bebauen!" — Dieser Sieg erfreute die Herzen der Genfer Bürger. Und sie hatten

es nötig.

Da kam Bern, das gerne die Waadt erobert hätte, den Genfern zu Hilfe und griff den Herzog von Savoyen an, erklärten ihm den Krieg, weil er den Ausgleich (Sentenz, Bertrag) von Paperne misachtend, etliche Bürger der Stadt Genf getötet und ausgeplündert hatte. Das Waadtland fiel leicht in die Hände der Berner. Schon die Anzeichen ihrer Ankunft verscheuchten die Savoyarden. Die Schlösser von Jussy und Hermance mußten sich ergeben. Penen, das der Feind verlassen hatte, wurde eingeäschert; Gaillard, kaum wieder hergestellt, wieder eingeriffen. — Seitdem find diese Junfer keine Gefahr mehr für Genf. Die Ge= schichte spricht nicht mehr davon. Die Erbitterung gegen Genf dauerte zweifellos noch lange, zumal sie durch Religionshaß verstärkt wurde. Aber seit der Eroberung der Waadt durch die Berner wurden mit der Zeit die Edelleute Savoyens eher eine Unannehmlich= keit als eine Gefahr für Genf.

Ja, in späteren Zeiten, so heutigentags, wurden die Savoharden sehr gute Nachbarn der Genfer Republik und des jüngsten Kantons der Schweiz. Frei übersett von H. G., Genf.

Irmelis Glüd.

Weit abseits vom stattlichen Dorf, droben auf einer Anhöhe am Waldrand, stand das hübsche Anwesen des Revierförsters Braun. Umgeben von baumbestandenen Wiesen, genoß man von hier aus eine großartige Aussicht auf die fernen Bergesriesen mit dem zum Teil ewigen Schnee. Da die getäselte Stube und sämtliche Schlafräume des Chalets gen Süden lagen, begreift man, wenn des Försters blondshaariges Töchterchen, das pausdactige Frmeli, meinte, es wäre nirgends schöner als allhier. Iwar mußte es manches nicht gerade Angenehme mit in Kauf nehmen, so den weiten Schulweg ins Dorf hinunter. Auch mußte man

alle Spezereien und anderes auf dem Heim= wege mit hinaufschleppen. Tropdem wollte das wackere Kind mit niemand tauschen, hatte es doch in schneereichen Wintern die schönste und beste Schlittbahn weit und breit. Und in der warmen Jahreszeit war es im herrlichen Wald eine wahre Wonne, dem Gesang der Bögel zu lauschen, den Kuckucksruf zu hören, sich am schönen Gefieder der Elstern und Säher zu erfreuen. Ab und zu traf sie auch wohl auf ein Häschen oder ein scheues Reh. Und erst die ersten Frühlingsboten: die Primeln, Anemonen, Schlüffelblumen, Beilchen, die Weidkätzchen — es war eine Lust! Vom murmelnden Waldbächchen brachte Frmeli allen voran die schönsten Butter= oder Dotterblumen nach Hause und in die Schule, und das Kind war sichtlich stolz darauf.

Eines Tages brachte Vater Braun als Hüter des Waldes ein verletztes Rehlein mit nach Hause. Das arme Tierchen war einem wilsdernden Hund beinahe zum Opfer gefallen, doch kam der Förster gerade noch rechtzeitig, um dem Fredler mit einem wohlgezielten Schrottschuß den Garaus zu machen. Das Rehslein wurde sachzemäß gepflegt, und man konnte es am Leben erhalten. Im Geißenstall fühlte es sich gut aufgehoben, zumal es mit einem rehsarbigen Gitz — das zweite Junge war tot zur Welt gekommen — die süße Milch

der Mutterziege teilen durfte.

Man kann sich denken, daß Jrmeli von Stund an keine größere Freude kannte, als beim Rehlein zu weilen. Aber auch das Giţi kam mit den Liebkosungen nicht zu kurz. Beide erhielten Glöckli. Und als man dann die unsgleichen Tierchen schließlich ins Freie nahm, tollten sie sich zu aller Ergößen lustig und purlimunter herum, ja sie kamen sogar unsgeniert in die Stube! Das Rehlein zumal war seinem Schützling, dem zärtlichen Frmeli, ganz besonders zugetan. Auf Schritt und Tritt folgte es ihm überall hin, das derbere Siţi hintersber.

Frzwischen gediehen die beiden im Wachstum soweit, daß man das Giţi neben dem Muttertier an der Krippe anbinden mußte. Das Keh aber versügte weiter über die goldene Freiheit, legte sich aber ständig des Nachts neben der jungen werdenden Ziege schlafen. Es herrschte die schönste Harmonie.

Natürlich hoffte Frmeli, daß es immer so bleiben würde. Als dann eines Tages das Försterkind aus der Schule wieder heimkam,